

WIR

Eine Zürcher Erkundung.



BOBOS

TEXT ESTHER GROSJEAN
ILLUSTRATION ANNABEL BRIENS

Uns geht es gut. Wir arbeiten ja auch hart an unserem Glück. Das allein ist ein Privileg. Wir sitzen gut gekleidet im Café, vor uns ein Macchiato und ein Buch, den Blick gelegentlich anhebend. Das Leben findet jetzt statt. Irgendwann klauben wir das iPhone heraus und drücken darauf herum. Ja, wir Bobos. Keiner zeigt mit dem Finger auf uns: «Du Bobo!» Dabei bevölkern wir Zürich, fühlen uns hier wie Fische im Wasser, sind so selbstverständlich wie Uetliberg und die vielen Brunnen.

Bobo steht für *bourgeois* und *bohémien*, den bürgerlichen Bohemien oder den bohemienhaften Bürgerlichen, ganz wie man will. Es ist die hübsche rhetorische Figur, bei der sich die beiden Wörter widersprechen. Oder, wie ihn der amerikanische Autor David Brooks 2000 in seinem Buch «Bobos in Paradise» beschreibt: Der Bobo idealistisch, pflegt einen sanften Materialismus, ist zugleich korrekt und kreativ, und er prägt zunehmend unser gesellschaftliches, kulturelles und politisches Leben.

Fast zwanzig Jahre ist das her, und unterdessen hat es Zürich zur Kapitale der Bobos geschafft. Simone und Max zum Beispiel, die beiden gibt es nicht wirklich, aber ihre Lebensart und ihre Ansichten sind ein exemplarisches Destillat aus meinem erweiterten Zürcher Freundes- und Bekanntenkreis. Simone und Max leben in Wipkingen in einer hübschen, aber nicht protzigen Dreieinhalbzimmerwohnung.

Am liebsten halten sich die beiden in der geräumigen Küche auf, am Holztisch mit Brandflecken, der aus einem ehemaligen Landgasthof stammt. Simone hat den Tisch in liebevoller Arbeit restauriert und schwärmt: «Ich liebe die Geschichten, die er erzählt.» An der Wand hängt das Plakat eines lokalen Designers, daneben das Poster eines enzyklopädischen Stichs von Gemüsesorten. Das Ikea-Regal bricht die durch den Holztisch vermittelte Landgasthofatmosphäre, Vitra-Design-Stühle setzen einen lustigen Gegenakzent.

Die Laptops sind wie Zettel zur Seite geschoben, eine Schokolade mit Orangengeschmack liegt drauf, daneben ein Notizheft, ein Flyer für einen Workshop «Virtual Reality: Neues Leben für zerstörte Kulturgüter», Zeitungsstapel, im Wohnzimmerregal reihen sich Bücher aneinander, «Die smarte Diktatur», Tolstoi, Steven Pinker: «Aufklärung jetzt», «Siddhartha», ein norwegisches Kochbuch, ein Bildband über Urban Gardening, «Tim & Struppi», Asterix, Reportagen von Kapuściński.

Kultur, ob lokal oder fremd, ist uns wichtig, ein bisschen Wissen gehört zu einem sinnvoll gelebten Leben einfach dazu. Wir schauen uns Dokumentarfilme auf Arte an, «Einer von uns: der Homo sapiens», so etwas interessiert uns, für die grossen Zusammenhänge haben wir etwas übrig. Wir besuchen Ausstellungen und wandern die Metropolen auf Wochenendtrips grossflächig ab, wir strengen uns an, sowohl den historischen als auch den modernen Geist zu erfassen.

Wo sind nebst den Hauptattraktionen die Hotspots der Einheimischen? Insider Tipps holen wir bei Bekannten ein, bestenfalls kennen wir jemanden vor Ort.

Das ist die eine Seite. Unser seriöses Gesicht sozusagen. Aber auch Trash hat seinen Platz. Wir schmunzeln selber darüber, dass wir Actionfilme schauen oder belanglose US-Serien, in den Ferien gerne in Promi-Magazinen blättern. Trash ist in Kombination mit kulturell Höherstehendem durchaus horizonsweiternd. Manchmal zappen wir Samstagabend in den Eurovision Song Contest, mit ironischem Grundgestus, all das rundet unser Weltwissen ab und zeigt, dass wir keinen Anspruch darauf erheben, intellektuelle zu sein.

Überhaupt: Wer ist das heute noch? Wo sind die EWigstudenten – mit mindestens vierzehn Semestern und ebenso vielen Büchern unter dem Arm – hingekommen? Wahrhaft belesen und stets referierend? Ihr Verschwinden legt Zeugnis davon ab, dass eine neue Ära angefangen hat. Ein bisschen Pragmatismus hätte den Intellektuellen gutgetan. Er zeichnet uns Bobos aus. Er macht uns zu dem, was wir sind.

Nachts schlafen Max und Simone übrigens in getrennten Betten. Das sagt aber nichts über ihr Sexleben aus, so banale Rückschlüsse finden wir verwerflich.

Tagsüber sind wir Bobos meist recht beschäftigt. Unsere Jobs sind im weitesten Sinn kreativ. Wobei: Letztlich ist es das gesamte Lebenspaket, das zählt. Der Beruf definiert, die Lebensweise verfeinert, das Aussehen schmeckt ab. Wenn nicht Kochen, dann ist sicher Essen eine unserer Leidenschaften.

Womit wir Bobos so unser Geld verdienen? Da ist vieles dabei, aber die Finger machen wir uns selten schmutzig. Die Einkünfte variieren, schiessen nie oben hinaus, unsere Arbeit ist in erster Linie «intrinsic motiviert».

Lorenz ist Architekt, Maria arbeitet in der Kommunikation für die Lungenliga und gibt abends Yogastunden, Joska unterrichtet Design an der Kunsthochschule, daneben bewirtschaftet er ein eigenes Projekt, Charlotte ist Theaterpädagogin, Marc Fotograf, Erika wurde kürzlich zum Head of Diversity bei einer Organisation ernannt, Florian arbeitet als Journalist, Marco in der IT-Branche, Fabienne ist Texterin und macht die Zusatzausbildung zum Coach, Lara unterrichtet Spanisch am Gymnasium. Die Mehrheit der Mütter unter uns arbeitet Teilzeit, die Väter haben oft einen *Vatertag*, den sie sehr geniessen. Natürlich würden sie gerne reduzieren und mehr für die Kinder da sein.

Worin investiert man wie viel Energie und Zeit? Politisch gibt es einiges nachzuholen. Wir sind für längeren Mutterschutz und Vaterschaftsurlaub. Die nächste Elterngeneration soll es leichter haben. Es geht ja auch nicht darum, Verantwortlichkeiten an den Staat zu delegieren; wir wissen, seine Kassen füllen sich nicht von selbst. Aber beim Elternurlaub nur wirtschaftlich zu argumentieren, ist der fal-

sche Weg, eine Dekompression unserer eher gestressten Realität würde allen guttun. Finden und sagen wir offen. Es ist immerhin schon viel damit gewonnen, dass Teilzeitarbeit überhaupt finanziell möglich ist. Das ist uns bewusst.

Lokal-global

Menschenrassen nach Werten, ihrem Stil und ihrer Lebensart zu typologisieren, ist nichts Neues, der Hippie hat, nach seiner Höchstform in den 70er-Jahren, ausgedient. Der Bobo hingegen hat eine regelrechte Völkerwanderung hinter sich. Sein Siegeszug ging von den USA quer durch die Städte Europas und fand in Zürich seine eigentliche Heimat. Lokal-global: Darin spiegelt sich unser Bobo-Wesen.

Wir Kinder der 70er- und 80er-Jahre waren mit uns selbst beschäftigt und trugen das Sackgeld der Eltern in der Jackentasche. Heute verdienen wir eigenes Geld. Rangordnungen über die reichsten Schweizer belächeln wir, aber wir finden auch: Zürich und Geld. Das gehört zusammen.

So eine Sauberkeit kann sich keine andere Stadt leisten. Diese x-fach getrunkenen Latte macchiato, die über fünf Franken kosten, und ihre Bewohner hier; fast alle haben ein Gebiss, das irgendwann mal eine Zahnsperre trug, kein Zahn ist abgefallen. Dasselbe gilt für die Kleider; sie haben nur Löcher, wenn gewollt. Würde man einen Laser für die Höhe des gemachten oder zu erwartenden Erbes einblenden, ragten über den Köpfen so mancher Zürcherin, so manches Zürchers ansehnliche Balken – ein sonst unsichtbares psychisches Polster. Ob man sich im Gespräch über Arbeit, Geld und Lebensstil auf Augenhöhe begegnet, weiss man daher selbst bei gleicher Ausbildung und gleichem Job nie genau.

Manchmal stimmen wir Bobos in das Wehklagen mit ein, dass durch die systematische Perfektion in Zürich Kreativität unmöglich sei, wir uns in einem goldenen Käfig befänden oder auf einem irrealen Planeten ohne Bezug zur Wirklichkeit der restlichen Welt. Man könnte auch am Boden Spiegeleier braten, so sauber sei es. Aber dann reicht es uns auch wieder. Dieses Trällern von all dem schönen Abgefuckten anderswo, wo weniger Geld vorhanden, dafür alles so viel lebendiger und echter sei, und hierzulande doch vorauszusetzen, dass der Seifenpender in öffentlichen WCs gefüllt ist, ist Ausdruck einer getrüben Wahrnehmung der Realität.

Wir Bobos wissen natürlich: Sich darüber auszulassen, dass die Perfektion hier zu perfekt ist, die Strassen zu sauber sind, ist reif für den ersten Platz in der Hitparade der Erstweltprobleme. Aber gut, Probleme sind Probleme.

Die Welt ist unfair, Reichtum und Wohlstand sind ungerecht verteilt. Wir gehören zu den Gewinnern. Andererseits: So schlimm sind wir nun auch wieder nicht, Swimmingpools und Wintergärten haben wir nicht, und, unter uns gesagt, die richtig grossen Kuchenstücke kriegen wir nicht ab. Wenn man bei den tollen Autos, die durch die Zürcher Strassen rollen, genauer hinschaut, erkennt man: Ein Bobo sitzt da so gut wie nie am Steuer. Uns gehören auch keine Motor- oder Segelboote, wir mieten Wohnungen, manchmal gar die Skiausstattung fürs Kind. Unser Besitzum ist beschaulich. Ein unaufgeregtes Auto, ein über Freunde erstandener VW-Bus mit hohem Kilometerstand oder ein tolles Velo, E- oder Cargo-Bike, dazu schön geschnittene Helme, ein Jahresabo fürs Citybad, neue

Joggingschuhe, gutes Essen, mal zur Ausnahme Champagner statt Prosecco, hübscher, aber dezenter Schmuck. Für uns ist Luxus keine globale Marke, sondern Qualität.

Den Yuppie, den Bankertypus schlechthin, kreuzen wir eher selten. Es ist offensichtlich: Der Yuppie ist aus anderem Holz als wir – und vor allem mit anderem Budget. Bei dem muss es rauschen. Wer kein Geld hat, verliert den Status. Wir können darüber nur den Kopf schütteln. Was auch immer er sich Ende des Jahres mit seinem Bonus kauft, so was wie Boni existiert in unserer Welt nicht. Nur Lohn, Salär, Gagen, Entlohnung oder auch mal Trinkgeld. Mit uns kann man dafür auch über Diesseitiges reden. Ab vierzig über das flauere Magengefühl, wenn man an die Altersvorsorge denkt. Über Träume: Eine Ferienwohnung in einer grossen Stadt wäre toll oder ein Häuschen im Piemont mit angrenzenden Rebbergen. Wäre ... der Konjunktiv gehört noch in unser Leben, das hält uns auf dem Boden. Wir sind real.

Setzen wir Bobos uns zusammen, plaudern wir über den nächsten Urlaub, über Empathie und Zivilisation, die individuelle Freiheit, über Fake News, die Krise der Medien, den Datenklau der Giganten, Europa, das aktuell gelesene Buch, die besten Filme und Netflix-Serien, über lustige Kinderprüche.

Wir ärgern uns über die genderisierte Kinderkleidung und die zunehmende Akademisierung des Kindergartens. Gleichzeitig schicken wir unsere Kinder in den Musikunterricht, motivieren sie dazu, früh Velo-, Trottinett- und Skifahren zu lernen, und fördern das freie Spiel, denn dieses ist der Schlüssel zur kognitiven Reife. Unsere Kinder sollen nirgends zu kurz kommen, sie sollen glücklich werden, indem sie reüssieren. In Kinderpädagogik und -psychologie kennen wir uns dank Remo Largo und Jesper Juul ein bisschen aus.

Aus relativ seriösen Quellen informieren wir uns über das Weltgeschehen. Dem Diesseits gilt unsere Aufmerksamkeit, Religion begegnen wir mit ziemlicher Indifferenz, stehen aber für die Freiheit ihrer Wahl ein. Wir wollen die Welt positiv mitgestalten und an ihr teilhaben. Wie schwierig das ist, merken wir an unserem eigenen Handeln. An der Erhaltung des Planeten müssen alle gemeinsam arbeiten, und wir sind kritisch genug zu erkennen: Nur den Kaffeekapseln aus Aluminium abzuschwören, reicht nicht.

Wir müssten uns richtig in die Zange nehmen. Angesichts der Flüge, die wir buchen, sind sämtliche Umweltschutzbemühungen nichts anderes als ein billiger Ablasshandel. Wir legen die Widersprüche ungehemmt offen, denn wenn man uns etwas nicht vorwerfen kann, dann das: nicht selbstreflexiv zu sein. Wir finden Vegetarismus richtig und gut, begrüßen die Zunahme von vegetarischen Restaurants und begegnen Veganern mit Respekt. Wir selber leben dabei meist nicht ganz so konsequent, achten beim Fleischkauf aber auf das Bio-Label. Essen wir dann doch mal Billigwürst vom Discounter, gestehen wir uns ein: Manchmal erleidet das Bewusstsein Schiffbruch. Dank solcher Ausrutscher laufen wir nicht Gefahr, ins Extreme zu fallen; von oben herab zu dozieren, ist nicht unser Ding. Wir sind menschlich fehlbar und schämen uns auch nicht, das zu zeigen.

Worüber wir nie reden? Geld. Finanzen. Kontoauszüge. Die Steuererklärung liegt bei uns nie herum, und es käme einem Tabubruch gleich, wenn wir andere fragen würden, wie viel sie auf dem Sparkonto haben oder wie viel sie monat-

lich genau verdienen. Für alle Bobo-Zugezogenen: «Unsere Miete kostet 2500 Franken» – wer diesen Satz so ganz direkt und ohne Umschweife zu hören bekommt, weiss, dass er im Kreise der engeren Freunde aufgenommen worden ist.

In Zürich gibt es viele gute Bars, Restaurants und Konzertangebote, für den Erhalt der Kinos würden wir uns persönlich einsetzen. Insbesondere im Ausgang ärgert es uns aber manchmal, dass die Hipster unseren Geschmack teilen. Sie sitzen an der Sushi-Theke, beim vorweihnachtlichen Moules-und-Frites-Essen oder an der Flussbar neben uns. Die Hipster sind einfach eine Nummer zu viel. Ihnen scheint vor allem daran gelegen, sich mit ihrer extravaganter Kreuzung aus Flohmarkt- und Edelmetallgegenständen vom Mainstream, also uns, abzuheben. Ob ihr Innenleben ebenso viel hergibt wie ihr schickes Rennvelo, wissen wir nicht. In Frankreich, vor allem in Paris, sind die Bobos jedenfalls bekannter und von grösserer Bedeutung als die Hipster. Das finden wir natürlich gut und richtig. Die Bobos bilden dort sogar eine eigene politische Trägerschaft. Emmanuel Macron, so konnte man 2016 in der Zeitung lesen, sei in Paris zu einem Grossteil von Bobos gewählt worden.

Gemeinsamer Widerwille eint

Und wir? Während unsere Kinder an Quartierfesten lieber den Ballon mit der fröhlichen Sonne drauf möchten als den roten, ist für uns klar: Rechts geht gar nicht, links nehmen wir hin. So richtig der SP verbunden fühlen wir uns aber nicht. Cüpli-Linke auf der einen Seite, Utopisten auf der anderen Seite, teilweise gar rechthaberisch und selbstgerecht. Wir sind in unserem eigenen Land politisch etwas isoliert und ratlos, Einigkeit besteht hingegen bei den Mächtigen dieser Welt. Putin, Erdogan, Bolsonaro, Trump: Sie gehören alle per sofort abgesetzt. Gemeinsamer Widerwille eint. Dadurch fühlen wir uns stärker. Uns Bobos eint ein Idealismus, der bei der Utopie aufhört. Billige Pauschalisierung ist etwas für Populisten, wir setzen auf Differenziertheit. Sagen wir. Manchmal mündet das aber darin, dass keine konkrete Meinung entsteht. Wir sind dann eher wie Regulatoren, die in allem ein Dafür und Dawider sehen. Debatten unter unserergleichen finden nur gedämpft statt, wir würden einander nie richtig an den Karren fahren. Warum auch? Grosse Themen wie die Flüchtlingspolitik kann man kaum auf die Schnelle beantworten – herrscht Uneinigkeit, nicken wir allerseits verständlich, «das ist alles sehr komplex», zu vielschichtig, als dass es in Kürze abgehandelt werden kann. Haltung kann man ja auch zeigen, indem man sich nirgendwo anbiedert.

Zürcher Bobos müssen übrigens keine Zürcher sein, sie können auch aus Bern, Luzern, Solothurn, Basel, Hamburg oder Budapest zu uns einwandern. Es sind die Wert- und Lebenshaltung, die Interessen, die verbinden. Unsere Welt hört nicht an der Schweizer Grenze auf, im Gegenteil. Bei den Londoner Quartieren reden wir sogar lieber mit als bei Agglo-Orten rund um Zürich.

Vielleicht ist es eine Frage, Prioritäten richtig setzen oder mit dem Geld gut haushalten zu können. Jedenfalls gelingt es uns Bobos fast immer – selbst wenn wir das Arbeitspensum reduziert haben und nach eigenen Angaben knapp bei Kasse sind, weitere Kinder bekommen oder noch eine Ausbildung machen –, Geld aufzubringen, um richtig tolle Ferien zu machen. Das schulden wir wohl uns selbst.

Jasmine treffe ich nach der Arbeit, in WhatsApp schauen wir nochmals die Adresse des Popup-Stores nach. Zwanzig Minuten später stöbern wir durch den Laden, lauter Kleider von kleinen skandinavischen Labels. Natürlich kaufen wir das eine oder andere Kleidungsstück auch bei H&M oder Zara. Manchmal steht auch ein Zalando-Paket vor unserem Hause. Wir sind ja keine Gutmenschen. Jedenfalls würde eine Bobofrau niemals wie die Frauen in Hollywoodfilmen mit riesigen Einkaufstaschen verschiedener Megamarken durch die Strassen stöckeln und kurz vor dem Zusammenbruch ein Taxi heranzapfen. So viel Theatralik gibt es im Boboleben nicht. Affektiertheit mögen wir so wenig wie Selbstüberschätzung. Unsere Flagge wäre wahrscheinlich marineblau.

Das Bobotum donnert einem nicht wie ein Faustschlag entgegen, während alle Akteure schreien: Seht uns an, da sind wir! Keine Punks, die schrill nach Aufmerksamkeit verlangen, keine Alternativen, die mit Dreadlocks im Tram die korrekten Frisuren der Fahrgäste infrage stellen. Wir dozieren nicht herum, was man zu tun hat, oder schnappen mit dem Porsche den anderen den Parkplatz weg.

Unaufdringlich manövrieren wir durch diese Stadt, schauen, beobachten, nutzen, was geboten wird, mieten Stadt- oder Genossenschaftswohnungen, schlängeln uns mit dem Velo durch den Verkehr, vorbei an stehenden Autos. Wir beobachten mehr, als dass wir selber agieren, lehnen uns selten weit hinaus. Wir nicken, bestätigen, verwerfen, lehnen ab, spotten auch manchmal über uns selbst – diese Spiessigkeit, die einen mit dreissig einholt, wie man plötzlich mit Hingabe Balkonpflanzen hegt und pflegt –, aber im Grossen und Ganzen sind wir mit uns zufrieden.

Noch mehr? Wir denken nach, wir protzen nicht, wir verhalten uns freundlich, buchen im Zug und Flugzeug zweite Klasse und im Kino Parterre, beklagen mit den Schuhgeschäften den Kundenschwund. Wir wissen: Wir sind so privilegiert und doch noch nicht genug gesättigt, um ohne Träume leben zu müssen. Purer Luxus.

Es ist Samstag. Ich klappe im neuen Quartiercafé den Laptop auf, ich will noch schnell für die Arbeit etwas erledigen, bevor ich zum Markt gehe. Das iPhone ist zum Aufladen unten an die Steckdose angedockt. Ein Bekannter grüsst kurz, setzt sich mit seinem Laptop an den Tisch nebenan. Unsere Lieblingsgeräte vereinen, was uns lieb ist: Arbeit, Film, Musik, Kommunikation, Bild. Wir Bobos müssen uns schliesslich technologisch aufrüsten, um mit dieser modernen Welt Schritt zu halten, Verzicht würde uns ins Aus katalysieren. Wir würden uns, aber auch anderen schaden. Wir wären keine Bobos mehr, die arbeiten, leben, konsumieren, über die Gesellschaft nachdenken. Wir sind mittendrin. Aus allem heraustreten geht nicht. Schliesslich, man muss es einfach mal sagen, sind wir doch nur ganz normale Bobos in einer ziemlich normalen Stadt in einer vielleicht nicht ganz normalen Zeit. DM

ESTHER GROSJEAN unterrichtet Deutsch und arbeitet als freie Journalistin. redaktion@dasmagazin.ch